

Wochenkommentar über die Wiederwahl von US-Präsident Barack Obama, AZ, 10.11.12

Obama bringt die Schweiz ins Schwärmen

Von CHRISTIAN DORER



Könnten die Schweizerinnen und Schweizer den US-Präsidenten wählen, so hätte sich Barack Obama keine Sorgen um seine Wiederwahl machen müssen. Er hätte einen überwältigenden Sieg eingefahren. Eine nicht repräsentative Umfrage von «20 Minuten online» ergab, dass 88 Prozent der Schweizer Obama wählen würden. Eine repräsentative Umfrage von «Reader's Digest» vor vier Jahren kam immerhin auf 68 Prozent – einen Wert, den noch nie ein US-Präsident erreicht hat.

Nach Obamas Sieg vom Dienstag kommentierten denn auch praktisch alle Schweizer Medien erfreut bis euphorisch – «Zum Glück für die Welt hat Obama gesiegt» («Tages-Anzeiger»), «Obama blieb der Kandidat der Herzen» («St. Galler Tagblatt»), «Mehr denn je ist im Weissen Haus ein Brückenbauer nötig, ein Politiker mit der Fähigkeit, Kompromisse mit dem ideologischen Gegner zu schmieden» (NZZ). Tatsächlich steht Obama den Schweizer Werten näher als sein Herausforderer Mitt Romney – wir sind ein Land, das auf Ausgleich und Föderalismus setzt, das tolerant ist gegenüber dem anderen, das einen Nachtwächterstaat ablehnt. Oder wie es unser Kolumnist Werner De Schepper gestern formulierte: «Obamas Amerika ist ein Amerika, das Verschiedenheit als Bereicherung sieht. Das ist der Urgrund liberaler Existenz.» Und das passt gut zur Schweiz.

Trotzdem irritieren die Schwärmereien, die Obama in unserem Land auslöst. Schliesslich hat Obama die US-Wirtschaft nicht auf Kurs gebracht (was auch für Europa schlecht ist), der Staatshaushalt ist aus dem Lot, das Gefangenenlager Guantánamo noch immer in Betrieb (was in den USA kaum jemanden kümmert, in der Schweiz aber schon). Und wenn sogar Schweizer Sozialdemokraten, die unsere Armee abschaffen wollen, den Oberbefehlshaber der grössten Armee der Welt anhimmeln, dann hat das etwas Bizarres.

Entscheidend für unser Land ist jedoch vor allem dies: Die Schweiz befindet sich in einem heftigen Steuerstreit mit den USA – oder gar in einem «Wirtschaftskrieg», wenn man das Vokabular des UBS-CEO Sergio Ermotti verwenden will. Bis jetzt hat Obamas Regierung nichts dafür getan, um eine Lösung zu finden. Im Gegenteil: Die USA führen wie die sprichwörtliche Weltmacht ein und zwingen die Schweiz zur Herausgabe von Daten. Und es war Obamas Wahlkampfteam, das Romneys Schweizer Bankkonto zu einem Skandal emporstilisierte – als ob es ein Verbrechen wäre, wenn jemand sein Geld in unserem Land anlegt. Nur schon um diese Geschichte am Kochen zu halten, hatte die Regierung null

Interesse an einer Lösung.

Der Schweizer Botschafter in den USA und der Präsident der Bankiervereinigung gaben Durchhalteparolen durch. «Ich bezweifle, dass es vor den Wahlen eine Lösung geben wird. Es wird nächstes Jahr», sagte Patrick Odier kürzlich in der «Nordwestschweiz». Die Hoffnung stirbt zuletzt. Dumm nur, dass die USA auch jetzt kein Interesse an einer Lösung haben. Sie sind mit der Umsetzung von FATCA beschäftigt, einem weltweiten amerikanischen Steuergesetz. Da haben Schweizer Fälle aus der Vergangenheit keine Priorität. Der Präsident selber hat erst recht andere Prioritäten. Im 90-minütigen TV-Duell gegen Mitt Romney zur Aussenpolitik kam Europa kein einziges Mal vor. Obamas Blick ist nicht nach Europa gerichtet – und damit auch nicht auf die Schweiz.

Interessant: Im letzten ganz grossen Streit mit den USA ging es um Nazigold. Das war unter dem vorletzten Präsidenten, Bill Clinton. Der war in der Schweiz ebenso beliebt wie heute Barack Obama. In den Jahren unter dem verhassten George W. Bush hingegen hatte die Schweiz mit den USA keine grösseren Probleme.

Leserbriefe 13.11.12

Kein Grund, sich zu wundern

Christian Dorers Wochenkommentar würde im englischen Sprachbereich als «sour grapes» abgetan werden. In der schweizerischen politischen Szene haben wir Sozialdemokraten berechtigten Grund, über den Sieg der progressiven Kräfte in den USA glücklich und dankbar zu sein. Ein amerikanischer Präsident, der sich entgegen der von der konservativen Mehrheit im «House of Representatives» für soziale Gerechtigkeit ein- und durchsetzt, tut dasselbe wie die SP mit der von ihr vertretenen Politik in der Schweiz. Kein Wunder, dass Toni Brunner und seine Freunde in den oberen Bankkreisen gemäss ihren Aussagen Mitt Romney gewählt hätten. **Hans Rudolf Roth, Rombach**

Obama ist kein Herkules

Herr Dorer wundert sich darüber, dass die Schweizer die Wiederwahl von Herrn Obama so begrüßen. Er hält als Negatives fest, dass es Herr Obama nicht gelungen ist, die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen und die katastrophale Finanzlage der USA zu flicken. Tatsächlich kann der Durchschnittsschweizer – im Gegensatz zu Herrn Dorer vielleicht? – erkennen, dass Herr Obama nicht über die Kräfte des Herkules verfügt (Oh wären dessen Taten doch nicht alle schon im Griechenland der Antike verbraten worden!). Auch weiss der Schweizer, dass es einfacher ist, ein Ruderbötchen anzuhalten und auf einen anderen Kurs zu bringen, denn einen Ozeandampfer. Und bei den USA handelt es sich gar um einen halben Kontinent! Was hat denn Herr Clinton Böses getan, indem er uns Schweizer mit der Geschichte des Nazigoldes konfrontierte? Wir dürfen ihm sogar dankbar dafür sein, dass wir dadurch eine dunkle Seite unserer Geschichte aufarbeiten konnten und somit wenigstens

teilweise von einer Schuld etwas entlastet worden sind. Ohne Druck von aussen wäre dies wohl nie geschehen. Wenn nun die USA mit Hauruckmethoden ihren Steuerflüchtlingen in der Schweiz nachspüren und dabei auch Schweizer Banken unsanft behandeln, so kommen auch hier dunkle Machenschaften ans Tageslicht, deren Offenlegung dem Durchschnittsschweizer ein Anliegen ist. Denn auch hier gilt: Ein ehrlicher Bankenplatz ist für die Schweiz von nachhaltigerem Wert. Apropos «schwärmen». Herr Dorer hat recht: Herr Obama ist mir sympathisch, das Wort «Schwarm» würde ich schon eher für seine Frau Michelle verwenden. Sicher ist es bei meiner Frau gerade umgekehrt!